

Die Erbschaft.

Dippold, ein Kaufmann von altem deutschen Schrot und Korn, war ein Muster von Redlichkeit. Er verschmähte die lockendsten Gelegenheiten, sich auf eine unrechtliche Art zu bereichern, und gab jedem, der in seinem Laden einsprach, volles Maasß und Gewicht. Diese kaufmännische Tugend rühmte man allgemein an ihm, und das erprobte Vertrauen auf seine strenge Rechtschaffenheit führte ihm oft mehr Kunden zu, als er befriedigen konnte. Auf diesem Wege ward er reich; denn es bewährte sich an ihm der Erfahrungsatz: daß derjenige Kaufmann am Meisten gewinnt, der sich mit den kleinsten und billigsten Vortheilen begnügt.

Als der wackere Dippold ungefähr dreißig Jahre lang Handelsgeschäfte getrieben und dabei sparsam gewirthschafetet hatte, war er Herr einer Tonne Goldes, und kein erwuchterter oder erlisteter Pfennig befand sich darunter. Aber nun sehnte sich der edle Greis nach Ruhe. Die treue Gehülfin bei seinen Geschäften, sein braves Weib, war gestorben, und seine drei erwachsenen Töchter dünkten sich zu vornehm, im Waarengewölbe zu erscheinen und ihm an die Hand zu gehen. Sie zeigten sich lieber müßig am

Fenster oder empfangen die Huldigungen der jungen Herren, die ihnen und ihrer künftigen reichen Aussteuer den Hof machten. Es war stadtkundig, daß jede von ihnen baare zwanzigtausend Thaler zur Mitgift erhielt. Das sicherte sie denn — ungeachtet sie mehr häßlich als schön waren und auch ihre Gemüther nicht im besten Rufe standen — vor der Gefahr, im jungfräulichen Stande zu veralten. Sie kamen alle drei kurz nach einander unter die Haube. Der Vater zahlte seinen Schwiegersöhnen (die sämmtlich in der Stadt, wo er wohnte, als angesehenere Kaufleute lebten) die bestimmte Mitgabe auf Einem Brete, und legte dann seinen Handel nieder.

Doch, an thätigen Verkehr und Umgang mit vielen Menschen gewöhnt, empfand er bald in seiner einsamen Wohnung den Druck der langen Weile, und suchte dagegen Schutz in den Häusern seiner Töchter. Er ging fleißig die Reihe herum und verlebte ganze Tage bei ihnen. Sie wetteiferten mit einander, ihn gut zu bewirthen.

Das gefiel ihm so wohl, daß er seiner jüngsten Tochter, die er am meisten liebte, den Vorschlag that, ihn zu ihrem täglichen Tischgenossen anzunehmen. Sie bezeigte über diesen Antrag vieles Vergnügen. Auch ihr Mann griff mit beiden Händen zu, ungeachtet er ein Auauser war und nicht gern einen Bissen Brod verschenkte. Das war aber auch hier nicht der Fall. Der Schwiegervater erbot sich von selbst zu einem beträchtlichen Kostgelde, und überdies wußte man, daß er noch vierzigtausend Thaler in Kasse hatte, die man ja dem gutwilligen Alten nach und nach abschmeicheln konnte.

Seine beiden ältern Töchter erfuhren bald, was bei der jüngern im Werke war, und ihre Männer, die sich auch nicht gern einen Vortheil entgehen ließen, zitterten vor

der Möglichkeit, an der künftigen Erbschaft verkürzt zu werden. Sie drangen deshalb in ihre Frauen, die gefährlichen Tischgänge des Vaters zur Schwester nicht zu einer eisernen Gewohnheit werden zu lassen, sondern sogleich, jedoch mit einer guten Art, dagegen Einspruch zu thun,

Die beiden Damen, die ihren Männern in diesem Punkte völlig Recht gaben, machten sich mit einander auf und erschienen im schwesterlichen Hause, als eben der Vater die erste Mahlzeit nach der neuen Einrichtung dort gehalten hatte. „Liebe Schwester,“ sungen sie an, „wir haben mit dir ein Hühnchen zu pflücken! Du willst, wie wir hören, den Vater ganz an dich fesseln und uns auf immer die Freude entziehen, ihn bisweilen an unserm Tische zu sehen. Ist das billig und recht? Haben wir nicht gleichen Theil an ihm? Soll die Stadt über uns den Kopf schüttern und uns nachsagen: wir liebten den Vater weniger als du, oder würden minder von ihm geliebt? Beides würde uns zur Schande gereichen. Daher wollen und müssen wir ihn dringend bitten, dich nicht so auffallend vor uns auszuzeichnen.“

Die Angegriffene verantwortete sich. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel, der den alten Herrn, über den die drei Grazien stritten, aus seinem Mittagsschlummer im Nebenzimmer weckte. Er horchte und ward gerührt; denn er hielt die Sprache des eigennützigen Neides für kindliche Liebe. Mit nassen Augen stand er auf und trat unter seine Töchter. Die ältern stürzten auf ihn zu, weinten in seinen Armen, klagten bitterlich über das ihnen zugefügte Leid, und spielten durchaus ihre Rolle so täuschend, daß sie ihre Absicht bei dem arglosen Greise völlig erreichten. „Beruhiget euch, meine Kinder!“ sprach er. „Ihr seyd mir alle gleich lieb und werth! Um das euch und der Welt zu be-

weisen, will ich den Ueberrest meiner Lebenszeit unter euch gleich vertheilen und bei einer nach der andern eine Woche lang als zahlender Kostgänger an den Tisch gehen.“

Das geschah; und die drei Schwestern bestrebten sich, ihm die köstlichsten Speisen, die er liebte, aufzutischen. Er nahm diese gute Behandlung hoch auf und erklärte einst bei einem frohen Familienfeste seine Zufriedenheit darüber. „Nur eins gefällt mir nicht,“ setzte er hinzu. „Es ist mir unangenehm, immer am Ende jeder Woche mein Kostgeld zu berichtigen; ich will daher morgen auf eine Weile vorausbezahlen.“ -- Man hielt diese Rede für eine lustige Weinlaune; allein er machte Ernst, und übergab am folgenden Tage sein ganzes noch übriges Vermögen seinen Kindern, mit der Anweisung, sich darein zu theilen und ihn dafür bis an seinen Tod zu ernähren.

Man kann sich vorstellen, daß diese unerwartete Freigebigkeit mit den heitersten Gesichtern und den lebhaftesten Versicherungen gränzenloser Dankbarkeit aufgenommen ward. Die Leutchen hielten auch Anfangs Wort und verpflegten ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt.

Aber bald änderte sich in allen drei Häusern das Wetter. Die Herren wurden kälter gegen ihn, weil er nichts mehr zu verschenken hatte; und die Damen, die sich von ihren Männern lenken ließen, fanden es ebenfalls für ihre Wirthschaftskasse zuträglicher, ihn mit gewöhnlicher Hausmannskost abzuspeisen. Man erlaubte sich von Tage zu Tage mehr Unfreundlichkeit und Beschränkungen gegen ihn. Er saß und stand seinen mißlaunigen Sidamen überall im Wege, und sie entfernten ihn endlich sogar dadurch von ihren Familientischen, daß sie, nach genommener Verabredung, alle zugleich anfangen, die Sitte der Engländer nachzuäffen und erst Nachmittags um fünf Uhr zur Tafel

zu gehen; denn sie wußten, daß sich der alte Mann nicht dazu bequemen würde, weil er seit beinahe siebenzig Jahren gewohnt war, nicht zu frühstücken, aber mit dem Schläge der zwölften Stunde sein Mittagsmahl zu genießen. Er that Vorstellungen gegen die lange Fasten, die man ihm auflegte; allein es erfolgte keine Abänderung. Es sey jetzt, hieß es, in großen Häusern allgemein Sitte, so spät zu essen; man würde sich daher durch Beibehaltung des alten Bocksbeutel^{*} vor der feinen Welt lächerlich machen. „Doch, liebes Väterchen,“ setzten die Töchter schmeichelnd hinzu, „Sie sollen darunter nicht leiden; wir wollen Ihnen täglich um zwölf Uhr, oder wenn Sie sonst befehlen, Ihre Mahlzeit auftragen lassen.“ —

„Soll ich also wieder allein essen?“ sagte der Greis mit Wehmuth.

Man zuckte die Achseln und blieb dabei, es lasse sich nicht anders einrichten.

„Nun, so muß ich mich darein fügen,“ sprach der Gefränkte. „Da ich mich aber nun einmal eurer Gesellschaft bei Tische nicht mehr erfreuen kann, so schickt mir künftig das Essen in meine Wohnung; denn es würde mir zu weh thun, in euern Häusern verlassen und stumm, wie ein Reisender in seinem Gasthofszimmer, zu speisen.“ —

Mit inniger Freude über die glücklich gelungene Entfernung des lästig gewordenen Kostgängers, ward sein Verlangen erfüllt und man versorgte ihn einige Wochen lang zu rechter Zeit mit anständigen Speisen. Allmählig aber ließ diese Aufmerksamkeit wieder nach. Er mußte oft zwei bis drei Stunden auf seine Schüsseln warten, und dann

* Ein besonders in Hamburg gewöhnliches Wort, das altväterliche Herkommen in der bürgerlichen Lebensart auszudrücken.

war wohl noch der Inhalt derselben ungenießbar. Kurz, man ging mit dem guten Manne eben so um, wie etwa ein gefühlloser Reicher einen Armen behandelt, dem er das Gnadenbrod gibt. Am Ende vergingen sich die Undankbaren an ihrem Vater so sehr, daß sie es bisweilen ganz vergaßen, seinen Tisch zu bestellen. Alle diese Kränkungen ertrug er mit Geduld; doch besuchte er die Häuser seiner Kinder nicht weiter, und sie schienen ihn nicht zu vermissen.

Schon war einige Monate lang aller freundschaftliche Umgang unter ihnen abgebrochen, als sie plötzlich von ihm eine Botschaft erhielten, durch die er sie zu einem Gastmahl in seine Wohnung feierlich einladen ließ. Staunend sahen sie einander an. Sie begriffen nicht, wie er einen solchen Aufwand bestreiten könnte, da er nach ihrer Berechnung keines Thalers mächtig war. Daher glaubten sie fast: er wolle sich auf eine gemeine Art rächen und ihnen entweder gar nichts oder nur Wasser und Brod auftragen lassen. Hierauf vorbereitet, gingen sie zu ihm. Aber welche Ueberraschung! Die Tafel war mit fürstlicher Pracht zugerüstet; es ward auf Silber gespeist; ein kostbares und seltenes Gericht folgte dem andern, und die theuersten Weine waren in Fülle vorhanden. Das alles kam ihnen wie ein Feenmärchen vor. Doch ihr Erstaunen sollte bald noch höher steigen.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward ihrem freundlichen Wirth gemeldet: ein Handlungsdiener eines gewissen Kaufmanns Bohling (eines alten Freundes von ihm) sey vor der Thüre, um einen dringenden Brief von seinem Herrn abzugeben und sich sogleich Antwort zu erbitten. Dippold rief ihn herein, las den Brief und entschuldigte sich dann bei seiner Tischgesellschaft, daß er sie wegen eines unver-

schieblichen Geschäfts auf einige Minuten verlassen müsse. Er ging nun mit dem Diener in ein Nebenzimmer, schloß einen eisernen Kasten auf, langte verschiedene große Geldsäcke hervor und zählte zweitausend Stück Louisd'or auf die umherstehenden Tische. Seine Gäste, die ihn durch die offen gelassene Thüre so im Gelde wirthschaften sahen, saßen wie versteinert und betasteten sich leise selbst, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß es kein Traum sey. Indessen beschleunigte Dippolds geübte Hand das Aufzählen; der Diener überblickte flüchtig die goldenen Reihen, strich die ganze Summe in einen Beutel und ging damit von dannen.

Dippold setzte sich mit einer gleichgültigen Miene wieder an den Tisch und fing an, von andern Dingen zu sprechen. Aber der Geist seiner Töchter und Sidame war abwesend und hing fest an den Goldstücken, die sie forttragen sahen. Sie erwarteten jeden Augenblick, ein Wort darüber zu vernehmen; allein der Vater berührte diesen Punkt durchaus nicht, und so zwang er endlich einen der Schwieger söhne, seinem beklemmten Herzen, das die Neugier ganz zuschnürte, durch eine Frage Luft zu machen.

„Die Sache ist kaum der Rede werth,“ antwortete Dippold. „Mein Freund Bohling brauchte auf einige Tage zehntausend Thaler; ich hatte sie eben müßig liegen und schickte sie ihm.“ —

Diese kurze und runde Antwort machte auf die drei horchenden Paare einen unbeschreiblichen Eindruck. Ein Strom von Freundlichkeit ergoß sich über ihre Gesichter, und der alte Mann wußte sich vor Schmeicheleien nicht zu retten. Die gutherzigen Menschen erkannten und bereuten jetzt alles Unrecht, das sie sich gegen ihn hatten zu Schulden kommen lassen, versprachen einstimmig, sich in der Folge

besser zu betragen, ersuchten ihn dringend, künftig wieder an ihren Tischen zu speisen, und erboten sich, ihm zu Gefallen stets Mittags um zwölf Uhr auftragen zu lassen. Er lächelte zu diesen schönen Worten, deren wahren Gehalt er zu würdigen wußte; doch verschwieg er seine Gedanken und gab den Heuchlern sogar die Zusicherung, daß er sich wieder als Kostgänger bei ihnen einfinden wolle.

Es geschah. Man trug ihn auf den Händen, und jeder der drei Familien machte gegen die andern Kabalen, um den Vorrang in seiner Gunst zu gewinnen und eine besondere Begünstigung in seinem Testamente zu erschleichen; denn da sie wider alles Erwarten noch Geld in seinen Händen gesehen hatten und sich vorstellten, daß sein geheimer Schatz durch die ausgeliehene Summe nicht erschöpft sey, so hielten sie es der Mühe werth, um den künftigen Besitz einer so vielversprechenden Erbschaft zu kämpfen. Dippold gewann bei diesem Familienkriege. Er ward von allen Parteien mit Liebkosungen und Gutthaten überhäuft, ließ sich aber von keiner Seite bewegen, ein Testament zu errichten. So widerspenstig blieb er bis an seinen Tod, der wenige Jahre nach dem räthselhaften Gastmahle, das er seinen Kindern gab, erfolgte.

Er hatte kaum die Augen geschlossen, so rissen sie die ihrigen weit auf, um sie an den Reichthümern seines Nachlasses zu weiden. Keuchend vor Hast und Begierde flogen sie in seine Wohnung; aber mit Entsetzen fanden sie solche so leer wie eine Scheune. Kein Silbergeschirr, dessen sie doch einst so viel bei ihm gesehen hatten, glänzte ihnen entgegen; nichts als traurige Armuth blickte aus allen Winkeln hervor. Ihr einziger Trost war der große eiserne

Geldkasten, der an seinem alten Orte stand und mit mächtigen Vorlegeschlössern behangen war. Die Schlüssel dazu lagen unter dem Hauptkissen des Entschlafenen. Alle zwölf Hände der Erben griffen zugleich darnach. Sie stürzten dann auf den Kasten und schoben und stießen einander auf die Seite; denn jeder und jede wollte das liebe herrliche Gold, das schlechterdings darin seyn mußte, zuerst sehen. Bei diesem Gedränge machte die Oeffnung des Deckels viel Mühe, und sie ward leider nicht belohnt. Der verwünschte Kasten enthielt nichts, in der Welt nichts, als einen halben Bogen Papier, auf welchen Dippold mit eigener Hand folgende Worte geschrieben hatte:

„Ihr werdet euch wundern, meine Kinder, statt Silber und Gold dieses kahle Blatt zu finden; aber ihr selbst habt mich, der in seinem Leben Niemanden hinterging, zu dieser Täuschung gezwungen. Ich gab euch mein ganzes Vermögen, mit der Bedingung, mich bis an mein Ende zu verpflegen; allein ihr verfuhrt übel mit mir und ließe mich manchen Tag hungrig zu Bett gehen. Was sollte ich thun? Mit euch zanken oder um Brosamen betteln? Beides widerstand mir. Dennoch wollte ich nicht ganz verhungern. Ich nahm daher meine Zuflucht zu einer List und bat meinen Freund Bohling, mir auf einige Stunden sein Silbergeschirr und zweitausend Louisd'or zu leihen, und überdieß hundert Thaler zu schenken. Er that es, und ich bestritt mit der letztern Summe die Kosten jenes Gastmahls, das ich bloß darum anstellte, um mir vor euern Augen den Schein eines noch reichen Mannes zu geben und euch dadurch mehr Achtung gegen mich einzuflößen. Ich erreichte diesen Zweck. Habt Dank für die freundliche Wartung und Pflege, die ich seitdem von euch

genoß. Ich kann sie euch durch nichts, als eine gute Lehre vergelten. Seyd klüger als ich: gebt euern Kindern nicht euer ganzes Vermögen! Denn einem solchen Thoren, als ich war, gönnt man zur Dankbarkeit nichts, als — ein Grab.“ —

